

Nach Galizien, wo die Ostjuden lebten

ROLF SCHNEIDER | © DIE ZEIT, 29.03.1985 Nr. 14

Eine imaginäre Reise in die längst verschwundene Heimat vieler Dichter, Schriftsteller und Künstler / Von Rolf Schneider

Galizien ist eine politisch-geographische Chimäre geworden. Der Name selbst assoziiert dunkel-slavisches Osteuropa, irgendwo und irgendwie, er riecht nach Knoblauch und Pflaumenschnaps, Mücken surren, im Schlamm quaken die Frösche, im heißen hohen Sommerhimmel taumeln die Lerchen. Dabei gibt es sogar heute noch eine deutlich konturierte und unzweifelhaft auffindbare Region dieses Namens, im Süden der Volksrepublik Polen, gleich östlich des oberschlesischen Reviers beginnend und einbegreifend alles Land zwischen Krakau, Przemysl und dem Kamm der Beskiden, auf welchem die Grenze zur Tschechoslowakei verläuft. Das ist also Galizien, aber es ist vorzüglich Neuoder West-Galizien, während das eigentliche, das östliche und Alt-Galizien bis Podolien sich erstreckte und im Süden bis zu den Karpaten. Sein Hauptstrom hieß Dnjestr, seine Hauptstadt hieß Lemberg. Nach der ersten polnischen Teilung im Jahre 1772 geriet es als Königreich Galizien und Lodomerien zur Österreichisch-Ungarischen Monarchie und war Kronland in deren zisleithanischer Reichshälfte. Bis zum Jahre 1848 gehörte zu Galizien auch die Bukowina, zu deutsch Buchenland, mit dem Hauptstrom Pruth und der Hauptstadt Czernowitz. Hernach war die Bukowina ein eigenes Herzogtum, aber die innigen Beziehungen zu Ost-Galizien blieben erhalten: die gleichen ethnischen Gruppen, die gleichen Probleme, die gleiche Traurigkeit.

„Das Land hat in Westeuropa einen üblen Ruf“, notierte 1924 der Schriftsteller Joseph Roth, ein Kind jener Landschaft. Unwirsch bestätigte auch er die Assoziationen zu „Ungeziefer, Unrat, Unredlichkeit“ und sprach: „Die Erde ist reich, die Bewohner sind arm.“ Die Bewohner waren ein Vielvölkergemisch, eines der buntscheckigsten innerhalb der an ethnischer Vielfalt überaus reichen Doppelmonarchie; am (relativ) wohlhabendsten waren die deutschen Kolonisten und die armenischen Händler, Ärmste unter den Armen stellten die Zigeuner, die Rumänen und die Ruthenen - letzteres der altösterreichische Name für die innerhalb Altösterreichs siedelnden West-Ukrainer. Über diese Region ist nun ein Buch erschienen: **Martin Pollack: „Nach Galizien. Von Chassiden, Huzulen, Polen und Ruthenen“; Edition C. Brandstätter, Wien 1984; 208 S., 34,- DM.** Martin Pollack, gebürtiger Oberösterreicher und studierter Slawist, hat weder eine schwergewichtige historische Monographie verfaßt noch ein leichtfüßiges Feuilleton. Er entschied sich für einen originellen, ungewöhnlichen Weg: er liefert die Beschreibung einer Reise, die er, Angehöriger des Geburtsjahrganges 1944, niemals so

hat machen können, hin zu Stätten, die es so heute nicht mehr gibt. Es wird daraus die Schilderung einer *voyage imaginaire*, die Beschwörung eines verlorenen und unwiderbringlichen Erdteils in der Form eines unwirklichen Baedekers, voll von Zärtlichkeit, Witz und Melancholie. Pollack reist mit der Eisenbahn. Die Fahrt beginnt in Tarnów und führt zunächst in die alte Festungsstadt Przemysl; Tarnów, wird ein Reiseführer der Jahrhundertwende zitiert, „gehört zu den unreinsten Städten Galiziens und damit ist viel gesagt“. In Przemysl aber existierte eine der unappetitlichsten Bahnhofs-Restaurations des Kontinents, vermöge des dort servierten Kalbsschnitzels. Dessen Füllung bestand aus: einem Nagel, stark verrostet, einer Stahlfeder und einem Büschel Haare. Einem Gast, der sich über solche Farce empörte, entgegnete der herbeizitierte Wirt, ein Herr Kohn: „Ich weiß nicht, warum Sie sich ereifern. Habe ich Ihnen gesagt, daß Sie sollen essen das alte Eisen? Sie sollen essen das Fleisch!“

Die Reise geht weiter, in kurvenreichen Teilabschnitten und südöstlich in der Richtung. Die Reise geht bis nach Sadagóra nahe Czernowitz und wendet sich da wieder nach Nordwesten, bis nach Brody an der russischen Grenze, bis nach Lemberg. Es begegnen ihm Ortschaften mit für deutsche Zungen kaum aussprechlichen Namen wie Drohobycz und Nahujewtschi; Drohobycz wurde das galizische Pennsylvanien genannt, denn es war der Ort, wo, immerhin schon seit Beginn des 19. Jahrhunderts, Erdöl gefunden und genutzt wurde; man förderte es zunächst aus offenen, von der Natur oder von Menschenhand geschaffenen Erdlöchern, später vermittlels kanadischer Bohrtürme. Wir erfahren von unerhörten slawischen Volksstämmen, den Lemken, den Bojken und den Huzulen, einem berittenen Nomadenvolk in den Karpaten, mit einer pittoresken Volkskunst und einem deutlichen Hang zur Wegelagererei. Der berühmteste Brigant hieß Dobusch, er wurde zum Helden von gleich drei Romanbüchern, verfaßt in drei verschiedenen Sprachen. Auch Anna Czillag tritt auf, allen Lesern von alten Illustrierten und deren Anzeigen bestens bekannt als Trägerin des „Riesen-Loreley-Haars“ und Schöpferin eines einschlägigen Kopf-Tonikums. Hier nun ist zu erfahren, daß sie auch die Phantasie von Schriftstellern zu befeuern vermochte, so die der bedeutenden Autoren Bruno Schulz und Jozef Wittlin.

Martin Pollack zitiert fleißig die Schriftsteller der Region, polnische, deutsche, ukrainische. 'Wobei die hier wiedergegebenen Nationalitäten-Namen die Sprache meinen und nicht die ethnische Herkunft. Die war häufig so verworren wie bei dem Autor Marian Rosco Bogdanowicz, der am deutschen Kaiserhof zu Wien Karriere machte, aus dem ukrainischen Podolien stammte und dessen Familie von der polnischen Krone geadelt worden war, dabei war sie von armenischem Geblüt. Oder wie Bruno Schulz, der trotz seines deutschen Namens und seiner vorzüglichen deutschen Sprachkenntnisse ein polnischer Schriftsteller wurde, man

nennt ihn gerne den polnischen Kafka, denn er war von Herkunft ein Jude.

Er war ein Jude wie Wittlin, wie Joseph Roth, wie die aus Czernowitz gebürtigen Lyriker Paul Celan und Rose Ausländer, wie die aus Przemyśl gebürtige Sigmund-Freud-Assistentin Helene Deutsch, wie der Dichter Manes Sperber aus Zablotow, wie der Science-fiction-Autor Stanisław Lem aus Lemberg, wie Jessaja Granach aus Werbiwizi, ein Bäcker Geselle, der später den Vornamen Alexander annahm, ein großer Schauspieler wurde und Verfasser einer Autobiographie, die ein Stück große Literatur ist. Aus Galizien stammt der nobelpreisgekrönte israelische Dichter Agnon und der zu Berlin verstorbene Schriftsteller Karl Emil Franzos, der seine Heimat immer wieder beschrieben hat, in Romanen, in Reiseschilderungen, Martin Pollack zitiert ihn besonders ausführlich, und das ergibt wie nebenher eine kleine literarhistorische Rehabilitierung; der Verfasser des „Pojaz" war ein Autor von der belletristischen Qualität Wilhelm Raabes, und er wollte die zerstrittenen Bevölkerungsgruppen seiner Herkunftsregion - Deutsche, Juden, Polen, Ukrainer - in seiner Person und seinem Tun miteinander aussöhnen.

Galizien war eines der großen ostjüdischen Siedlungsgebiete. Die anderen befanden sich in Litauen und in Bjalorußland. Auch in Galizien waren die Juden bloß eine Minderheit: 800 000 bei insgesamt acht Millionen Einwohnern. Wozu man nochmals 120 000 bukowinische Juden zählen darf, das waren 15 Prozent der Einwohner in dem Herzogtum. Es gab unter diesen Juden ein paar Reiche und sehr viele Bettelarme; aus ihnen rekrutierten sich die Einwandererströme in die Neue Welt, häufig bewegt von Agenten, die an den Schiffspassagen gut verdienten und eine entsprechende Propaganda betrieben. Saul Miller, Enkel eines Reuben Mehler aus Dobromil, hat die Heimat seiner Familie beschrieben: „Gewen is dos shtetl in a toi, arumgeringlt mit schene hojehe grüne berg, mit fruchtn un blumen gertner, a schmekenae gute frische luft."

Das Shtetl, die kleine jüdische Wohnstadt, das Getto innerhalb der größeren Städte, es war die herkömmliche Siedlungsform der Ostjuden; jiddisch war ihre Sprache. Gewöhnlich bekannten sie sich als Chassideri, als Anhänger einer besonderen mosaischen Glaubensrichtung, die ihr Zentrum in der Bukowina hatte. Wer aus dem Shtetl heraus wollte, schlug sich zum aufgeklärten Reform-Judentum oder wurde ein deutscher, ein polnischer Assimilant, er wurde Zionist oder radikaler Sozialist in der proletarischen Vereinigung „Morgeriroit". Er konnte gehen, er konnte bleiben. „Die Ostjuden haben nirgends eine Heimat, aber Gräber auf jedem Friedhof, vermerkt gleichmütig Joseph Roth aus dem podolischen Brody, der Galizien und seine Bewohner in deutscher Sprache so genau, so meisterlich abgescildert hat wie kein anderer neben ihm. Martin Pollacks „Nach Galizien" gehört in die Reihe wichtiger, jüngst erschienener Bücher über das inzwischen ausgelöschte jüdische Leben. Das Buch über das Berliner Scheunenviertel, der Bildband über das

Schtetl sind die beiden anderen.

Die Kronländer Galizien und Bukowina hörten auf zu bestehen mit dem Ersten Weltkrieg. Die Schlachten zwischen den österreichischen und den zaristischen Heeren gingen immer wieder über Galizien hinweg, an der k. u. k. Monarchie hatte sich der Erste Weltkrieg entzündet, und als er endete, gab es die Monarchie samt ihren Kronländern nicht mehr. Heute sind Ost-Galizien und die Bukowina aufgeteilt zwischen Polen, Rumänien und der Sowjetunion. Die dort siedelnden slawischen Völker haben alle ihre staatliche Autonomie, die jüdische Kultur in dieser Region ist verschwunden. Bloß noch ihr Grab kann man besichtigen: südlich von Krakau, in Oswiecim, einer galizischen Stadt mit gelben Verwaltungsgebäuden und mehreren Fabriken. Oswiecim ist der polnische Name für Auschwitz.